

INES
THORN

SPIEGEL

Bestseller-
Autorin

Der Maler
GOTTES

ROMAN

EDEL
ELEMENTS

4. KAPITEL

Matthias wandert von Grünberg aus über die sanften Hügel des Vogelsberges, kommt am zweiten Tag bis zum Städtchen Friedberg und sieht am Abend des dritten Tages in der Ferne die Kirchtürme Frankfurts im Schein der untergehenden Sonne. Er weiß, dass er die Stadt erst nach Schließung der Tore erreichen würde, deshalb sieht er sich nach einer Herberge um. Es ist der März des Jahres 1499, und die Nächte sind noch zu kalt, um sich draußen auf einer Wiese oder unter einem Baum einen Schlafplatz zu suchen. Er schaut sich um, doch außer einer Wassermühle befinden sich weit und breit kein Hof und kein Haus in der Nähe. Das Klappern des großen Mühlrades durchbricht als einziges Geräusch die Abendstille. Matthias seufzt. Ausgerechnet eine Mühle! Selbst in Grünberg hatte jeder gewusst, dass der Müller zumeist nicht der Einzige ist, der vor den Toren einer Stadt in der Mühle sein Gewerbe anbietet. Und auch Matthias kennt den Unterschied zwischen Straßen-, Bäder- und Mühlendirnen aus den Erzählungen der Männer im Wirtshaus. Schwankend zwischen Neugier und Furcht, nähert er sich der Mühle.

Matthias ist fast enttäuscht, als auf sein Klopfen ein hagerer Mann mit mehlbestäubtem Kittel öffnet.

»Was wollt Ihr?«, fragt er nicht unfreundlich, doch nach einem Blick auf Matthias' bäuerliche Kleidung, die schäbigen Beinkleider, das grobe Wams verdüstert sich sein Blick. Der hier hat keinen roten Heller in der Tasche, denkt er.

»Eine Herberge für die Nacht und vielleicht eine Schüssel Hafergrütze«, erwidert Matthias.

»Kannst du bezahlen?«, fragt der Müller barsch und baut sich breit in der Tür auf.

Matthias nickt. Er hat noch immer den Gulden, den er damals von dem Antonitermönch für sein Marienbild bekommen hat. Und die Mutter hat ihn beim Abschied noch einige kleine Geldstücke zugesteckt. Jetzt zieht Matthias den Geldbeutel aus der Tasche und hält ihn dem Müller klimpernd vors Gesicht. Der volle Beutel zaubert ein falsches Lächeln um den Müller-Mund, und ein gieriges Glitzern tritt in seine Augen. Eine pralle Börse, woher hat ein Bauernlummel wie der so viel Geld?, denkt er und sieht die Münzen schon in seine Taschen wandern.

»Kommt herein, nur herein mit Euch«, sagt er leutselig und klopft dem Gast auf die Schulter.

»Magdalena, schür das Feuer. Wir haben einen Herbergsgast«, ruft er in Richtung Küche, dann führt er Matthias in einen Raum, der einer Wirtsstube ähnelt.

»Setzt Euch, das Mädchen wird Euch eine Schüssel Grütze und einen Krug Wein bringen. Und einen rechten Batzen Fleisch dazu.«

»Nein, kein Fleisch. Eine Schüssel Grütze nur und einen Krug Wasser. Das reicht.«

Der Müller verzieht das Gesicht, dann besinnt er sich und grinst. »Ihr seid bescheiden, junger Mann, verschmähst den guten Braten und den köstlichen Wein. Doch wenn Ihr Appetit auf einen guten Nachtisch habt, so sagt Magdalena Bescheid. Sie wird Euch jeden Wunsch von den Augen ablesen.«

Matthias fühlt brennende Röte im Gesicht. Ertappt senkt er den Blick, zuckt unbeholfen mit den Schultern und will zu einer Erwiderung ansetzen. Doch die Worte bleiben in seiner Kehle stecken. Er schluckt und krächzt in viel zu hoher Tonlage: »Danke, Meister, ich brauche keinen Nachtisch.«

»So?«, erwidert der Müller und leckt sich die Lippen. »Wartet, bis Ihr Magdalena gesehen habt. Eine Haut wie Milch und Honig und Lippen wie Zuckerstücke. Da hat noch jeden die Naschlust überfallen. Und sie kostet nicht viel, ist fast geschenkt. Für ein paar Groschen könnt Ihr sie die ganze Nacht haben und eine gute Kammer mit weicher Bettstatt dazu.«

Hartnäckig schüttelt Matthias den Kopf und wagt noch immer nicht, die Augen zu heben.

Der Müller lacht, haut ihm derb auf die Schulter, sagt:

»Einmal ist immer das erste Mal«, und stapft derben Schrittes aus der Stube.

Einen Moment später hört Matthias leise, leichte Schritte, eine Schüssel wird über den Tisch geschoben, ein Korb mit Brot dazu. Matthias sieht hoch in ein ovales Gesicht, mit schön geschnittenen, ovalen Augen, die unter den schweren Lidern ein bisschen verhangen wirken. Blaugrau wie zarte Nebelschleier am Morgen, die sich gerade auflösen wollen. Darunter eine schmale, gerade richtig große Nase, der Mund, so groß, rot und rund wie eine reife Kirsche, lacht ihn an, am Kinn glänzt ein rundes Grübchen. Die Zähne sind so weiß wie frisch geborene Zicklein, und schön ist auch das Haar. Rotgolden fällt es dem Mädchen über die Schultern bis hinab auf die Hüfte, bedeckt einen Teil des Gesichts wie ein Schleier aus kostbarer Seide. Ein Strahlenkranz aus leuchtendem Haar, ein Heiligenschein, der die ganze Gestalt des Mädchens umschwebt.

Matthias starrt sie an und kann nicht beschreiben, was ihn an diesem Mädchen fasziniert. Sie ist nicht schön im eigentlichen Sinne. Viel zu hoch ist ihre Stirn, so fliehend, dass die Ausgewogenheit des Gesichtes gestört ist, die schmalen Brauen scheinen dort zu sitzen, wo bei anderen Mädchen schon die Nase beginnt. Was also ist so eindrucksvoll an Magdalena? Ist es der Ausdruck ihrer Augen, ist es ihre Mimik, die sie heraushebt aus der Masse der anderen?

Matthias starrt sie an, will das Besondere mit seinen Augen erfassen, festhalten, benennen, doch es gelingt ihm nicht.

»Ist alles nach Wunsch?«, fragt das Mädchen mit einer Stimme, heller und reiner als die Glocken, die zur Messe läuten, und beugt sich über den Tisch, so dass Matthias das prall gefüllte Mieder sehen kann.

Er starrt mit offenem Mund, kann kaum nicken, viel weniger noch sprechen. Das Mädchen lacht.

»Du bist keiner aus der Stadt«, sagt sie, setzt sich zu ihm, bricht das Brot und reicht ihm ein Stück.

Matthias schüttelt den Kopf, stammelt: »Aus Grünberg komme ich und will nach Frankfurt, einen neuen Lehrmeister suchen.«

»Einen Lehrmeister? Was soll er dich lehren?«

»Das Handwerk des Malers und Bildschnitzers.«

»Ein Maler bist du?«, fragt sie und lacht mit weit nach hinten geworfenem Kopf.
»Beweise es mir! Zeichne mich! Warte, ich hole Kohle und Papier.«

Sie springt auf und eilt mit fliegenden Röcken aus der Stube.

Matthias kann die Kohle kaum in seinen feuchten, verschwitzten Händen halten, als er das Mädchen Magdalena zeichnet. »Dein Haar bedeckt deine linke Wange. Mach es weg, dann kann ich dich besser zeichnen.«

Das Mädchen schüttelt den Kopf und zieht das Haar noch weiter ins Gesicht.

Der Haferbrei ist längst kalt, das bisschen Fett darauf erstarrt, als er fertig ist.

Er reicht dem Mädchen das Blatt. Magdalenas Gesicht zeigt Bestürzung. »Du hast mich als eine Heilige gemalt!« Und als sie diesen Satz ausspricht, erkennt Matthias das Besondere an dem Mädchen. Sie trägt die Unschuld, die Arglosigkeit, die Gutgläubigkeit eines Kindes im Gesicht – eine Unschuld und Reinheit, die im krassen Gegensatz zu dem steht, was sie hier in der Mühle tut. Es ist die Doppelgesichtigkeit, das Widersprüchliche, das ihn reizt.

Matthias nickt, Magdalena schüttelt den Kopf, reicht ihm das Blatt zurück: »Da, nimm! Ich will es nicht haben. Ich bin keine Heilige, ich bin eine freie Tochter, eine gemeine Frau, eine Dirne.«

Jetzt schüttelt Matthias den Kopf. »Deine Augen sind rein und voller Tugend. So rein, gütig und alles verstehend wie die Augen einer Heiligen. Ich kann darin deine Seele sehen ...«

Matthias will weitersprechen, doch in diesem Moment reißt der Müller die Stubentür auf und geleitet zwei Reiter mit schlammgespritzten Beinleidern herein.

Der mantelartige Waffenrock mit dem Messer im Gürtel verrät sie als Wachmannen einer Burg. Bedienstete eines Ritters mögen sie sein, die in die Stadt geschickt wurden, um eine Nachricht zu überbringen oder einen Auftrag zu erledigen.

»Magdalena, kümmere dich um die Gäste«, ruft der Müller barsch, dann wendet er sich an Matthias, verfällt vom höflichen »Ihr« ins »Du« des Herrn dem Niederen gegenüber.

»Du kannst in der Scheune schlafen, die Kammern im Haus sind nun alle belegt. Geh, denn jetzt warten die anderen auf den Nachtschicht, den du verschmäht hast.«

Er wedelt mit der Hand, als sei Matthias eine lästige Stubenfliege, und wendet sich anbiedernd den Reitern zu.

Die Reiter grinsen verächtlich auf den Jungen herab, und einer klatscht Magdalena derb seine schwielige Hand auf den Hintern, so dass das Mädchen zusammensuckt.

Matthias steht auf, nimmt das Blatt und reicht es erneut Magdalena. Das Mädchen schlägt den Blick nieder und schüttelt den Kopf. »Nimm es«, sagt Matthias. »Es zeigt dich, wie du bist.«

Er drückt ihr das Blatt in den steifen Arm, ehe der Müller seine Hand danach ausstrecken kann, dann greift er sein Bündel, nimmt die Laterne und verlässt die Stube. Im Gehen hört er, wie der Müller mit den beiden Reitern um den Preis für das Mädchen feilscht.

Nachts, in der Scheune, liegt er noch lange wach. Er hat die Hände unter dem Kopf verschränkt, hält die Augen geschlossen. Ganz heiß ist ihm, sein Körper scheint zu glühen. Er hört das Klappern des Mühlrades, das Rauschen des Baches, das raue Lachen der Männer, hört derbe Reden, grobe Scherze, dazwischen Magdalenas Stimme, dann

Türenschlagen.

Er denkt an Magdalena, die jetzt wohl in einer der Mühlenkammern ihre Dienste anbietet. Er sieht sie vor sich, sieht die nebelblauen Augen, das fließende Haar, den roten Mund. Er sieht den schlanken Hals und die Ansätze der vollen Brüste. Noch heißer wird ihm dabei. Er nimmt die Arme unter dem Kopf hervor und dreht sich auf die Seite. Zusammengekrümmt wie ein Säugling liegt er da, die Hände fest zwischen die Schenkel gepresst. Seine Phantasie gaukelt ihm Bilder vor, Bilder, die er gleichermaßen herbeisehnt und verwünscht. Er sieht eine Magdalena, die langsam ihr Mieder öffnet, es über die milchweißen Schultern gleiten lässt und ihre Brüste, leicht zitternde Brüste, so zart und weich wie frisch geschlüpfte Küken, darbietet. Matthias spürt die Hitze in seinem Schoß und stöhnt. Fest presst er die Hände gegen sein hartes, schwellendes Glied. Er drückt und presst, will das Begehren erdrücken, doch die Lust ist stärker. Sein Glied drängt durch den groben Stoff des Beinkleides gegen seine Hand, seine Hand gehorcht ihm nicht mehr, sie reibt den Stoff, und noch immer sieht Matthias die weißen Brüste, die von hellen Adern durchzogen sind, vor sich. Er beißt sich auf die Unterlippe, will sich Magdalenas Unschuldsgesicht vor sein inneres Auge holen, doch seine Hände reiben und drücken und pressen alle Unschuld, alle Heiligkeit weg.

Ganz fest kneift Matthias die Augen zusammen, damit die heilige Unschuld ihm wieder erscheint, doch das Gesicht, das ihm die Phantasie vorgaukelt, ist nicht mehr das einer Keuschen, Tugendhaften. Eine Magdalena mit leicht geöffnetem Mund und glühenden Wangen sieht er vor sich, die ihr Kleid langsam über die Schultern gleiten lässt, mit den Händen über ihre Brüste streicht, die davon zum Beben gebracht werden.

Er stöhnt und wirft sich auf die andere Seite, seine Hand schlüpft gegen seinen Willen unter den Hosenlatz, er spürt ein wenig Feuchtigkeit, will die Hand zurückziehen, doch noch immer gehorcht sie nicht, sondern reibt und drückt und presst, bis er sich schließlich mit einem Stöhnen ergießt.

Ein Geräusch, das Öffnen und Schließen des Scheunentores, lassen seine Hände erstarren. Das Phantasiebild löst sich auf, nichts drückt mehr gegen den Stoff des Beinkleides. Ertappt zieht er die Hände hervor, richtet sich auf, um zu sehen, woher das leise Rascheln kommt. Im Schein des Mondlichtes, das durch das undichte Scheunendach fällt, sieht er Magdalena, sieht direkt in ihre Augen, die jetzt ganz dunkel sind, sieht die Erschöpfung in ihrem Gesicht, das nun nicht mehr weiß und unschuldig, sondern fahl und müde aussieht.

Sie kommt zu ihm, lacht leise und sagt: »Du hast dich auf meinen Schlafplatz gelegt. Es ist der wärmste Platz in der ganzen Scheune.« Sie bückt sich und holt hinter einem Pfosten eine Pferddecke hervor.

Wortlos steht Matthias auf, breitet seinen Umhang so auf das Stroh, dass er Platz bietet für zwei, legt die Decke darüber, setzt sich im Schneidersitz darauf. Magdalena setzt sich neben ihn, den Rücken an den Pfeiler gelehnt, so dass ihre Schulter die seine berührt. Eine Zeit lang sitzen sie schweigend nebeneinander, dann fragt Magdalena leise: »Warum schläfst du nicht? Du musst müde sein nach dem langen Weg.«

»Und du?«, fragt Matthias zurück. »Bist du nicht müde?« Magdalena schüttelt den Kopf. »Ich sitze oft in der Nacht hier. Die Gedanken sind heller, wenn es dunkel ist.«

»Woran denkst du?«

Magdalena beugt sich nach vorn, betrachtet sein Gesicht, als wolle sie prüfen, ob er

versteht, was sie sagen will, ob er es wert ist, dass sie ihm ihre Gedanken mitteilt.

»Ich denke über das Leben nach«, sagt sie einfach. »Ich möchte nicht glauben, dass die Mühle und die Männer hier, dass all die Grobheit und Platttheit, all das Nichtssagende und Fade das Leben sein sollen. Ich träume mir einen Platz voller Licht und Wärme, ein Zuhause voller Blumen und Duft, träume mir Liebe und Farben. Farben, die bis in den letzten Winkel meiner Seele leuchten und mich erheben über all das Grau, all die Trostlosigkeit ringsum. Wäre ich ein Maler wie du, so würde ich losziehen und die Farben suchen, die das Leben so malen, wie ich es mir wünsche. Ich würde Bilder malen, die voller Anmut und Schönheit sind, aber auch das Böse nicht verleugnen.«

Mit jedem Wort, das Magdalena gesprochen hat, geht Matthias' Atem schneller.

»Glaubst du, dass es sie gibt, diese Farben?«, fragt er in fieberhafter Erwartung. So sehr ähneln Magdalenas Gedanken seinen eigenen, dass er kaum mehr zu atmen vermag.

»Ja. Ich bin ganz sicher. Diese Farben kommen von Gott. Sie sind wie Jesus, unser Herr. Wer sie sucht, der wird sie finden«, erwidert Magdalena.

Ganz heiß wird Matthias bei diesen Sätzen, die klingen wie das Echo seiner eigenen Stimme. Er hat sie gesehen, diese Farben. In der Nacht, als er die Heilige Jungfrau malte, hat er sie gesehen. Farben, die von Jesus kamen.

Noch nie hat er jemanden getroffen, der so ähnlich denkt und fühlt wie er, der ein ähnliches Erlebnis hatte. Heiß wie Blut strömt das Glück durch seine Adern, vertreibt alle Traurigkeit aus seinem Herzen. Endlich, endlich hat er einen Menschen getroffen, der ihm ähnlich ist. Ist er also doch nicht schlechter als die anderen? Hat er in Magdalena vielleicht sogar den lang ersehnten Freund gefunden? Einen Freund, eine Freundin, eine verschwisterte Seele?

Behutsam nimmt er Magdalenas Hand, sieht in ihr Gesicht. Ihre Blicke treffen sich. Sie lesen ineinander wie in einem Buch. Ihre Gedanken begegnen sich, ihre Gefühle, ihre Seelen berühren sich. Noch nie hat sich Matthias so glücklich gefühlt wie in diesem Augenblick. Alle Traurigkeit ist so vollständig von ihm abgefallen, als hätte es sie nie gegeben. Hat ihm Jesus dieses Mädchen geschickt? Hat er sie an den Anfang des Weges gestellt, den er gehen muss, gehen will? Ist sie ein Zeichen? Das Symbol seines Aufbruchs?

Leise sagt er: »Ich werde die Farben finden. Bilder werde ich malen damit, die schöner sind als alle, die es je gab. Ich weiß, dass ich das kann, dass ich das tun muss.«

Und ebenso leise erwidert Magdalena: »Du wirst sie finden. Und ich werde eines Tages von einem Bild hören, das du gemalt hast. Ein Bild, vor dem die Menschen stehen und weinen.«

Ein Bild, vor dem die Menschen stehen und weinen. Ja, das ist es, was Matthias will. Ein Bild schaffen, das die Seelen der Menschen berührt, das tiefe Gefühle freisetzt. Ein Bild, ein Gleichnis will er schaffen, das aufregender, schöner, größer und wahrer ist als die Wirklichkeit. Das ist seine Aufgabe, seine Berufung, sein Ziel. Vor Magdalena hat er es bekannt, hat es damit versprochen.

Sie reden noch lange in dieser Nacht, erzählen einander ihre Wünsche und Träume, ihre Hoffnungen und Sehnsüchte, wie man das nur des Nachts kann. In der Dunkelheit, die jede Scham zudeckt und den Blick in das tiefste Innere erlaubt, sind sie sich so nahe, dass sich ihre Seelen berühren, ohne im Körperlichen einen Ausdruck zu finden. Sie sitzen nebeneinander, halten einander fest und reden. Mehr nicht. Nicht weniger.

Als ihnen vor Müdigkeit die Augen zufallen, legen sie sich hin, Magdalena kuschelt sich